

nur mehr die Hände, den lichten Widerschein des Kelches und die stille, dürftige Silhouette erkennen ließ.

Schweigend verschlang ich dann dies Bild. Und schließlich führte ich Etiennette in den kleinen Kramladen zurück, wo ich der Mutter Guten Abend wünschte und wieder ging, nachdem ich irgendeinen Leckerbissen für das Abendessen auf den Tisch gelegt hatte.

Wieder stand ich in den lärmenden Straßen. Ging durch Alleen und Gassen, die von den Bosketten des Parks gesäumt waren. Setzte mich auf die Terrasse eines kleinen Cafés und sah träumend den violetten Wolken nach, die am Himmel Vorboten der schüchternen Sterne waren. In solcher Natur war alles matt und fein wie die Hände von Etiennette. Wind bewog, daß die Espen des weiten Platzes sich einander zuneigten. Es war, als falte Schwäche des Mädchens Finger über der schmalen Brust.

Die Poesie des Ortes sprach aus dem langsamen Schreiten etlicher Liebespaare auf dem Rasengrund. In mir erhob sich die Melancholie des Mannes, der allein sein wollte . . .

Als ich am nächsten Morgen mein Atelier betrat, zerstörte ich, was ich am letzten Abend gezeichnet hatte. So verging einige Zeit.

Etiennette war ein schlichtes Mädchen. Sie wußte fast von nichts und posierte nie. Aber die Atmosphäre der Vorstadt hatte es doch mit sich gebracht, daß sie ununterbrochen von Impulsen beherrscht wurde. Zwischen uns entstand ein stilles Einverständnis, das unsere Sinne voll erfaßten. Führte ich sie heim und legte sie ihre heiße Hand in meine Rechte, als sei sie noch ein ganz kleines Mädchen, so fühlte ich mich als ihr fast väterlicher Beschützer. Alles, was sie sagte, ihre Neugier, ihr Lächeln rührten an mein Herz. Sie aber betrachtete mich mit seltsamem Ausdruck.

Eines Tages befiel mich die Furcht, sie habe vielleicht kleine Freundinnen, mit denen sie gern spiele, und sei nur durch

unsere täglichen Sitzungen dieses Vergnügens beraubt. Als sie mir sagte, sie hätte keine, war ich dessen froh. Und seltsam berührte mich die fieberhafte Lebendigkeit, mit der Etiennette hinzufügte: „Nein, nein, niemand . . . Ich habe nur Sie, kenne nur Sie . . .“ Und nachdenklich fuhr sie fort: „Bei Ihnen spiele ich nicht, doch hier ist es viel schöner . . . Ich fühle mich nur bei Ihnen wohl.“

Damals begann ich inne zu werden, daß tiefe Anhänglichkeit sie an mich band.

Sie war immer barhaupt nach dem Atelier gekommen. Eines Tages trug sie einen hübschen Hut, den sie selbst gesteckt hatte, und ein langes, selbstverfertigtes Kleid. „Du siehst aus wie ein reiches Fräulein, Etiennette“, sagte ich.

Sie wurde bleich und erwiderte nichts. Da fügte ich lächelnd hinzu: „Dir fehlen nur noch schöne Handschuhe. Willst du, daß ich dir welche kaufe?“

„Oh!“ sagte sie und öffnete weit die Augen, in denen Tränen glänzten.

Langsam reichte sie mir die erlesenen kränklichen Hände, die aussahen, als wären sie aus Wachs geformt. Und voll leiser Trauer sprach sie: „Mögen Sie sie denn nicht mehr? Ich wollte sie immer unbedeckt tragen, weil ich meinte, es gefiele Ihnen so besser . . . Doch wenn Sie sie jetzt verstecken wollen, so ist es wohl, weil . . .“ Sie weinte plötzlich. Und zitterte.

„Nein, nein, Etiennette“, entgegnete ich. „Kränke dich nicht mehr! Du wirst keine Handschuhe tragen. Reiche mir deine Händchen und arbeiten wir!“ Mühsam beruhigte sie sich.

Als sie am nächsten Morgen wiederkam, streifte ich ihr einen dünnen, goldenen Reif an den Finger. Eine kleine Perle steckte darin. „Dies wird dich besser kleiden als Handschuhe, Etiennette.“

Unbeweglich stand sie, und ihr Herz klopfte. Ich hatte gedacht, sie werde mir an den Hals fliegen. Doch mit ganz verändertem Blick sah sie nach mir. Neue Gedanken, neue Erregung lagen